

INTERVIEW

„Das Glas ist doch halb voll“

Der evangelische Theologe Wolfgang Huber über Wirtschaft und Moral / Von Andrea Seibel

DIE WELT: Sie werden in letzter Zeit häufig von Unternehmen eingeladen, um vor Managern über Fragen der Ethik und Moral zu sprechen. Was ist Ihre Erfahrung?

Wolfgang Huber: Ich bin selbst überrascht, wie viel Aufgeschlossenheit mir begegnet. Es besteht offenbar ein starkes Bedürfnis nach Gespräch und ethischer Orientierung. Unternehmerisches Handeln ist auf ethische Verantwortung angelegt und angewiesen. Das hat die evangelische Kirche ja in ihrer Unternehmerdenkschrift unterstrichen. Mit Nachdruck betrachten wir unternehmerische Verantwortung als eine Berufung Gottes. Das ist ein ungewohnter und doch zutreffender Ansatz. Denn Menschen sollen ihre spezifischen Begabungen und Fähigkeit in den Dienst einer wichtigen Aufgabe stellen.

In der Gesellschaft liebt man den Vorwurf, die Wirtschaft verhalte sich unethisch.

Huber: Der Mittelstand weist das mit Verve zurück. Vielfach wird auf eine Zweiklassenethik für die eigentümergeführten Unternehmen einerseits und die angestellten Manager auf der anderen Seite hingewiesen. Das ist überzeichnet, aber mancher Manager täte gewiss gut daran, sich an der Verantwortungsethik eigentümergeführter Unternehmen ein Beispiel zu nehmen.

In beiden Konfessionen gehört Kritik am Kapitalismus und an der Moderne zum guten Ton. Wie positionieren Sie sich?

Huber: Die Kirchen haben 1997 mit ihrem Wort zur wirtschaftlichen und sozialen Lage klargemacht, wie maßgeblich das Leben der Menschen durch die Entwicklung der Wirtschaft bestimmt wird. In der evangelischen Kirche fragten wir dann, wie es um Reichtum und Armut in unserer Gesellschaft steht, und haben die Beteiligungsgerechtigkeit als Schlüsselbegriff eingeführt. Daran schlossen sich die Unternehmerdenkschrift und unsere Erklärung zur Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise an. Unternehmerisches Handeln hat in der Geschichte unserer Kirche seit der Reformation eine große Rolle gespielt. Mir liegt daran, diejenigen ernst zu nehmen, die unternehmerisch handeln – auch als Christen. Ich habe auch Freunde in der Wirtschaft. Das heißt aber nicht, dass ich Kapitalismuskritik würdige. Schließlich orientieren wir uns nicht am Modell einer kapitalistischen Gesellschaft, sondern an der sozialen Marktwirtschaft. Nicht alle Bereiche der Gesellschaft sollen von der Ökonomie beherrscht werden; und in der Wirtschaft soll kein „Raubtierkapitalismus“ herrschen. Die Debatte über diese Fragen ist nötig und muss weitergehen.

Findet ein Umdenken nach den Erschütterungen der Finanzkrise statt, oder ist der moralische Anspruch gegenüber der Wirtschaft zu überzogen?

Huber: Mein Eindruck ist eher gespalten. Es gibt Umdenken, man nehme die Bonusdebatte, aber andere reden nur der Marktdynamik das Wort und nutzen die erstaunlich schnelle Erholung der letzten Zeit für neue Geschäfte. Diese Debatte muss auch innerhalb der Wirtschaft ausgetragen werden, das kann die Politik nicht allein von außen forcieren. Aber wir brauchen auch eine große gesellschaftliche Debatte – und klare

politische Rahmenregelungen. Und eben auch ein neues Verantwortungsbewusstsein der Wirtschaft. Die Größe des Problems übersteigt ja sogar das Vorstellungsvermögen eines Finanzministers. Doch es reicht nicht, mit viel Geld „Zeit zu kaufen“; alle müssen umdenken.

Welches Krisenempfinden haben Sie? Unsere Gesellschaft hat sich radikal geändert in den letzten 30 Jahren.

Huber: Wir müssen Worte dafür finden. Das eine ist, dass wir die Vergötzung des Geldes beenden müssen, es ist ein Mittel, mehr nicht. Ich habe die Investmentbanker als Tänzer um das Goldene Kalb beschrieben und mir dafür viel Ärger eingehandelt. Aber ich halte daran fest: Diese Krise hat auch eine religiöse Dimension. Luther sagte, woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott. Diese Klärung ist dringlicher, als manche Menschen denken. Damit hängt

Zur Person

■ Wolfgang Huber (67) war von November 2003 bis Oktober 2009 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland. Er arbeitet hauptsächlich ehrenamtlich: für die Garnisonskirche Potsdam, das Domstift Brandenburg und am Zentrum für globale Ethik in Wittenberg. Ein Sohn ist Eventmanager und hat eine kleine Firma. Huber genießt den Ruhestand und das Ende der Halbstundentermine, die sein früheres Arbeitsleben bestimmten.

das Zweite zusammen, die hochmütige Vorstellung über die Zukunft: Man kann die Risiken nicht unbegrenzt steigern und immer noch denken, man habe alles im Griff. In Wahrheit verstößt man mit einem solchen Handeln gegen die moralische Verpflichtung, den Kindern und Enkeln dieselben Freiheitsgrade zu hinterlassen, die wir selbst in Anspruch nehmen. Auch staatliche Haushaltspolitik unterliegt einem umfassenden Gebot der Nachhaltigkeit.

Welche Unternehmer bewundern Sie am meisten?

Huber: Diejenigen, die kleine, mittlere und große Unternehmen persönlich führen können, oft gelingt dies über mehrere Generationen lang. Das letzte Beispiel, dem ich begegne bin, ist der Orgelbauer Voigt in Bad Liebenwerda, der ein Orgelbauunternehmen selbstständig durch die DDR-Zeit führte und mittlerweile in dritter Generation diese Instrumente baut. Der Sohn und die Enkelin sind auch involviert. Ich bin hingerissen davon, dass so etwas über fünf Generationen funktioniert. Ich habe zugehört und mich über diese Bewahrung der Eigenständigkeit gefreut. Das bewundere ich, wie ich beispielsweise auch Berthold Beitz und Ludwig Georg Braun bewundere. Seine Firma in Melsungen stellt Medizintechnik auf höchstem Niveau her und hat damit eine starke Stellung auf dem Weltmarkt gewonnen; zugleich setzt er sich in vielfältigen Formen für das Gemeinwohl ein.



Sie sagten einmal, wir bräuchten nicht nur einen Konjunkturaufschwung, sondern auch einen Wertaufschwung.

Huber: Unsere Gesellschaft braucht in allen Schichten eine große Debatte darüber, welches Bild des Zusammenlebens uns leitet. Bei der Hartz-Reform warb ich dafür, nicht nur technizistisch von den Stellschrauben zu sprechen, sondern auch vom Menschenbild. Wie werden wir alt, wie entwickeln sich die Beziehungen zwischen den Generationen?

Fehlt der Gesellschaft die Empathie?

Huber: Die Bereitschaft der Menschen zur Fürsorge wird unterschätzt. Viele sind nach wie vor ansprechbar auf das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren – ein sehr altes Gebot. Es meint ursprünglich das Verhältnis erwachsener Menschen zu ihren alten Eltern. Heute erkennen wir darin wieder ein zentrales familienethisches Thema; es ist ebenso wichtig wie die Fürsorge der Eltern für ihre Kinder. Wir sollten nicht über den Zerfall von Familien sprechen, sondern in der Gesellschaft Raum für Fürsorge schaffen: Freistellungen für die Pflege der Alten und die Erziehung der Kinder.

Ein Problem der Sozialstaatsdebatte ist doch, wie man Arbeit definiert. Und es fallen Floskeln wie: Die Reichen werden reicher, die Armen ärmer. Warum blasen die Kirchen da mit ins Horn? Warum reden sie nicht mehr vom Gelingen?

Huber: Jedes Mal, wenn die Leute jammern, biete ich Ihnen das Bild des Glases, das halb voll ist, an. Es ist halb voll und eben nicht halb leer. Doch Sie müssen schon sehen, dass die Medien auch Aufregungszyklen gebären. Gelingen zu vermitteln wird schwer. Dass die stärkeren Schultern mehr Verantwortung tragen als die schwächeren, ist in der letzten Zeit verdrängt worden; die Entwicklung der Einkommens- und Vermögensverteilung zeigt das deutlich. Doch pauschale Verurteilungen helfen nichts. Wir stehen alle in der Pflicht, unseren Beitrag zu leisten.

Die teilweise radikalen Veränderungen der Gesellschaft haben mit Individualisierung und Freiheit zu tun. Sehen Sie das nur negativ?

Huber: Wir haben eine Veränderung nicht nur zum Schlechteren, sondern zum Besseren erlebt. Die Veränderungen der letzten 30 Jahre brachten einen größeren Respekt vor der Würde aller, der Kinder, der Frauen, jeder Altersstufe. Jetzt erschrecken wir darüber, dass die Würde von Kindern auch weiterhin massiv verletzt wurde. Wir haben uns intensiv mit der Anwendung von Gewalt in der Heimerziehung beschäftigt; jetzt müssen wir darüber hinaus alle Fälle von sexuellem Missbrauch aufklären. Aber ich bleibe dabei: Auch jetzt haben wir die Möglichkeit zu Schritten in eine gute Richtung. Wir merken jetzt, dass es eine Engführung war, wenn Freiheit nur als Selbstverwirklichung und in diesem Sinn als Individualisie-

rung verstanden wurde. Dies wurde dann auch soziologisch als unumkehrbarer Trend präsentiert, dem wir uns beugen müssten. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts sehen wir zwei aufregende Korrekturmöglichkeiten am Horizont: zum einen ein verändertes Verhältnis zur Spiritualität und Religion, wobei es natürlich auf Dauer auch eine „säkulare Option“ geben wird. Zum anderen wird es heute von den meisten abgelehnt, Freiheit nur als Egoismus zu verstehen; vielmehr wird neu nach dem Verhältnis von Freiheit und Verantwortung gefragt. Daran sieht man: Es geht nicht um Werteverlust, sondern um Wertewandel. Solche Entwicklungen muss man stärken.

Wie tief geht die Krise der katholischen Kirche?

Huber: Diese Krise enthält eine reformatorische Herausforderung für die katholische Kirche. Meine Hoffnung ist, dass die katholische Kirche diese Dimension auch erkennt. Aufrichtigkeit und die Bitte um Vergebung der Schuld sind dabei besonders wichtig. Aber eine solche Krise ist immer eine Krise der Christenheit im Ganzen. Wir alle sind mitbetroffen.

Sind Sie Optimist?

Huber: Ich kann mir mein Leben gar nicht anders vorstellen, als dass meine Hoffnung stärker ist als meine Angst. Aber Hoffnung ist etwas anderes als blanker Optimismus.

forum@welt.de

KOLUMNE



Maxeiner & Miersch

Der vergessene H1N1-Hype

Das Leben wird immer gefährlicher. Viele Menschen empfinden das so. Und das ist auch kein Wunder. Scheinbare und tatsächliche Katastrophen ergießen sich unentwegt medial über unsere Köpfe und verschwinden dann wieder in der Versenkung. Viel zu selten wird die Frage gestellt: War die ganze Aufregung eigentlich berechtigt? Statt Fehlalarme und Hysterien offen und ehrlich aufzuarbeiten, verschwinden sie heimlich, still und leise in der Versenkung. Man spricht einfach nicht mehr darüber. Niemand möchte an voreilig ausgerufenen Großkatastrophen wie Waldsterben, neue Eiszeit oder Rinderwahnsinn erinnert werden. Weil sie nicht aufgelöst werden, lagern sich die Mythen wie geologische Schichten in den Köpfen ab, und es entsteht der falsche Eindruck ständiger Bedrohung und Verschlimmerung. Kaum einmal wird gefragt: Was war wirklich dran? Was war Übertreibung? Wer hat versagt? Wer hat profitiert? Was können wir daraus lernen?

■ **Irgendwann könnte auch**

Niesen zur

Pandemie

erklärt werden

Nehmen wir mal ein aktuelles Beispiel: Es ist jetzt ziemlich genau ein Jahr her, als die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die sogenannte Schweinegrippe zur Pandemie erklärte und die höchste Warnstufe verkündete. „Die Welt ist in der Frühphase der ersten Grippe-Pandemie des 21. Jahrhunderts“, sagte WHO-Generaldirektorin Margaret Chan damals, „das Virus ist nun unaufhaltbar.“ In der Folge wurden weltweit Schulen und öffentliche Gebäude geschlossen und Impfkampagnen lanciert. Die Bundesregierung orderte 50 Millionen Impfpullen im Wert von über einer halben Milliarde Euro.

War das nötig? Nein. Der Seuchenexperte Professor Ulrich Keil von der Universität Münster sagt: „Was wir hier erleben, ist eine gigantische Verschwendung an Ressourcen im internationalen Gesundheitswesen.“ Ein ganz normaler saisonbedingter Grippeverlauf kostet in Deutschland jährlich etwa 10 000 Menschen das Leben, die sogenannte Schweinegrippe etwa 200. Im Vergleich zu einer herkömmlichen Grippe ist sie deutlich weniger gefährlich. Die Fachleute wussten das offenbar von Anfang an, denn das H1N1-Virus ist überhaupt kein neues Virus. Ulrich Keil: „Weder die Impfkommision noch die Bundesregierung haben öffentlich darüber informiert, dass es sich bei H1N1 um ein bekanntes Virus handelt, das bereits in den Siebzigerjahren in den USA als asiatische Schweinegrippe von Vietnam-Soldaten eingeschleppt wurde.“ Eine Impfkampagne wurde damals eingestellt, weil es sich als wenig aggressiv erwies.

Wie konnte es zum großen Schweinegrippe-Hype kommen? Begünstigt wurde er dadurch, dass die WHO kurz zuvor den Begriff „Pandemie“ neu definierte. Es kommt jetzt nicht mehr auf die Gefährlichkeit eines Virus an, sondern lediglich auf seine Fähigkeit, sich schnell auszubreiten. Als Ulrich Keil einen Verantwortlichen fragte, ob man denn auch eine Impfkation starten würde, wenn die WHO Niesen zur Pandemie erklärte, erhielt er die Antwort: „Ja“.

forum@welt.de